

Die Unergründliche

Verstehe einer diese Stadt: Kalkutta verstört
eine Besucher und zieht sie dennoch in den Bann

Große Städte faszinieren, ganz große stoßen ab. Vor allem Kalkutta gilt seit jeher als Hort der menschlichen Apokalypse. Eine Megastadt mit Megaproblemen. Ein Hort, den man keinesfalls mit dem Vorhaben bereisen könne, dort eine der üblichen touristischen Stadtbesichtigungen zu unternehmen, so die Warnung eines Fremden. Der hatte Kalkutta gleich nach der ersten Nacht wieder verlassen. Fluchtartig und heulend. Abends hatte er einen Lastwagen durch die Straßen fahren sehen, der alle die verhungerten Menschen wie Müll von den Bürgersteigen abtransportierte.

Das war 1980. Die grüne Revolution im Süden Indiens war noch nicht bis in den Norden des Landes vorgedrungen. Hier rief der Hunger die Landbevölkerung zu Tausenden nach Kalkutta. Doch längst konnte die Stadt ihre eigenen Bewohner nicht mehr ernähren. Seit der Unabhängigkeit Indiens 1947 und der daraus resultierenden Staatsteilung waren bereits all jene Hindus nach Kalkutta geflohen, die künftig nicht zum muslimischen Ost-Pakistan, dem späteren Bangladesch, gehören wollten. Mit der ehemaligen Kolonialhauptstadt der Briten war es aber ohnehin schon seit 1911, dem Jahr des Hauptstadttzugs ins zentrale gelegene Neu-Delhi, permanent bergab gegangen. Das einzige, womit es stetig bergauf ging, war die Einwohnerzahl. Heute leben in Kalkutta, das die Inder Kolkata nennen, etwa 15 Millionen Menschen. Wie viele ist tatsächlich sind, weiß keiner so genau. Wie auch die Pendler aus dem Umland, die sich täglich auf den weiten Weg zur Arbeit machen, zählt keiner. Und die meisten Gehwegschläfer mit nur einer Plastikplane als Obdach besitzen nicht einmal ein Dokument, das ihre Existenz besichert.

Keine Stadt der Erde hat einen schlechteren Ruf. Kalkutta gilt als Elendsmetropole, und Hymnen hat bislang kaum einer über die Hauptstadt Bengales geschrieben. Wie zum Trotz gab Dominique Lapierre seinem Kalkutta-Roman den Titel „Stadt der Freude“ und meinte dies keinesfalls ironisch. Aber nicht ist schon das Glück, wenn viele von ihm nur den Schatten sehen. Und diesen Schatten malte Günter Grass in „Zunge zeigen“ in ganz besonders düsteren Farben. Erschrieb von einem „Haufen Schelme, wie Gott ihn fallen ließ und Kalkutta nannte“. Dennoch war er sechs Monate gelähmt, um später abermals wiederzukommen.

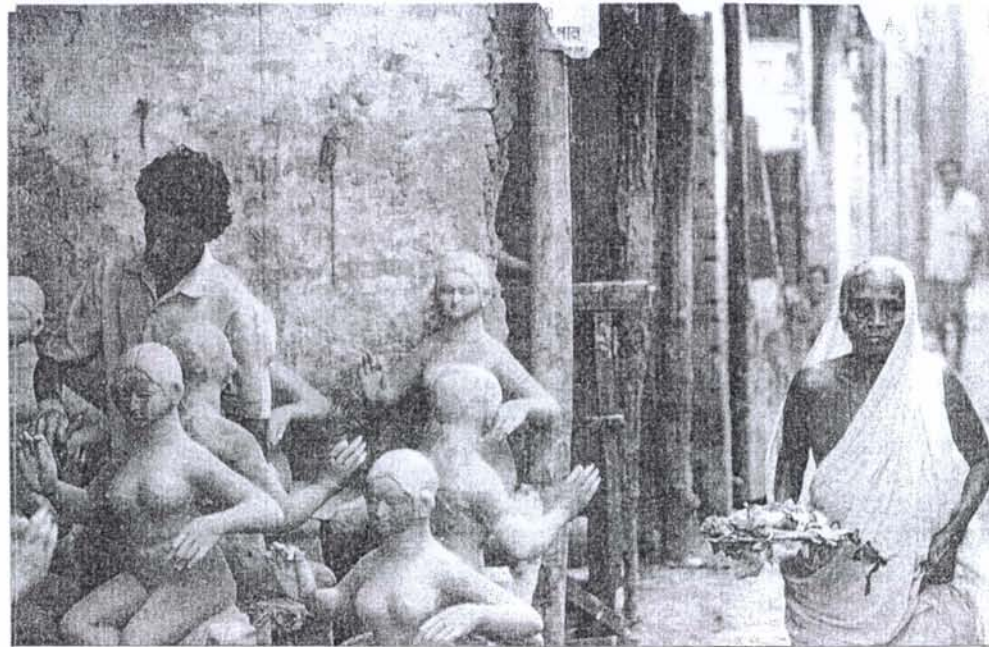
Wie das zusammengeht? Die Stadt ist voller Widersprüche, und ein Kalkutta-Besuch ist sicher mit Abstand eine der intensivsten Erfahrungen, die man als Reisender machen kann. Diese Stadt schafft einen, mit ihrem Lärm, ihrem Dreck und Gestank. Mit ihrem allgegenwärtigen Kräheln, die von jedem kalkultischen Müllhaufen zu krächzen scheinen. Mit ihrer tropischen Schwüle, die einem die Kleider am Körper kleben lässt. Mit ihren Menschenmassen und dem Geschulse und Gedränge, in dem man so lange vorangedrückt wird, bis man keinen blauen Schimmer mehr hat, wo man ein- und

lich gelandet ist. Doch vor nichts muss man sich hier fürchten, denn die Stadt ist alles andere als ein Hort krimineller Energie. Sicher, Kalkutta ist keine schöne Stadt. Doch sie ist aufregend und absolut einmalig. Denn Kalkutta ist vielleicht das einzige funktionierende Chaos dieser Welt, weil das Chaos hier keinen Anfang und kein Ende nimmt. Alles ist im Fluss, alles ein ewiger Kreislauf.

Alle Versuche, diese Stadt in ein paar Tagen zu begreifen, sind hoffnungslos zum Scheitern verurteilt. Ein solches Vorhaben gestaltet sich in etwa so, als müsse man die Welt auf die Größe eines Hühnerauges schrumpfen. Wer diese Stadt verstehen will, muss als erstes in ihr schwarzes Herz blicken. Es schlägt im Tempel der Kali. Die schwarze Schutzpatronin gab der Stadt einst ihren Namen. Kali bedeutet die Schwarze und Kalkita hieß die erste Siedlung des späteren Kalkuttas. Die schwarze Göttin ging der Legende zufolge gerne nachts auf Dämonenjagd. Da konnte sie ungesehen Bösewichter enthaupfen und so die Seelen der Menschen retten, heißt es. Im Blutstrauch hätte sie eines Nachts beinahe auch ihren Mann geköpft, und als sie den Irrtum im letzten Augenblick erkannte, zeigte sie vor Scham die Zunge. Aus Zorn, wurden wir wohl vermuten. Nur, mit Vermutungen liegt man in Indien oft verkehrt. Hindus verehren Kali als die Zerstörerin, weil sie zugleich auch dafür sorgt, dass Neues entstehen kann. „Unsere verrückte Mutter“, sagt ein Gebet, „die nimmt und gibt, gibt und nimmt“.

Kalis Tempel ist eine der heiligsten Pilgerstätten der Hindus. Von außen eher unspektakulär, ist er täglich Anlaufstelle für Menschermassen, die in sengender Hitze mehrere Stunden darauf warten, die mehrarmige Schreckensfigur mit blutrinnsig gebleckter Zunge und einer Halskette aus abgeschlagenen Köpfen zu verehren. Kali liebt Opfergaben, ist aber mit Blüten und Beten allein nicht zu besänftigen. Hinter dem Tempel befinden sich Holzbänke, in deren Gabeln die Priester die Häuse von schwarzen Ziegen klemmen und ihr blutiges Werk verrichten. Eine seltsam archaisch anmutende Szene inmitten von weggeworfenem Müll, zertrampelten Blumen und Räucherstäbchen, dem Gedränge und Geschrei, wenn die Priester gegen einen Extrabolus wieder einmal einen Touristen, einen Ungläubigen also, nach vorne lassen.

Wer Kalkutta verstehen will, geht zum Fluss. Genauer gesagt zum Hugli, einem Nebenarm des Ganges. Sein Ufer ist in Ghats gegliedert, wo gläubige Hindus beten, ihre Toten verbrennen und magische Rituale vollziehen. Im Stadtviertel von Kumartuli sind Handwerker das ganze Jahr über damit beschäftigt, aus Flussschlamm die Hugli Kali-Figuren zu modellieren und in den buntesten Farben zu bemalen. Noch bevor das Jahr zur Neige geht, ziehen große Prozessionen zum Hugli, wo die zum Teil mehrere Meter hohen Rohskulpturen ins Wasser gelassen werden und somit wieder zu dem Schlamm werden, aus dem sie einst entstanden waren. Ein ewiger Kreislauf von Geben und Nehmen, Leben und Sterben.



Aus Flussschlamm geboren: In Kalkutta formen Handwerker jene Göttinnen, die später im Fluss geopfert und wieder zu Schlamm werden.

Foto: F. S.

Wenn es in Kalkutta ums Sterben geht, kommt man nicht umhin, an die Orlemschwester in ihren typischen weißen Saris mit den blauen Randern und an das Hospiz von Mutter Teresa zu denken. Es ist ein ockerfarbener Bau unweit des Kali-Tempels. Kaum biegt man durch den Eingang um die Ecke, tritt man dem ersten kauenden Menschenbündel aus Versetzen beinahe auf die Hand, so unvermittelt landet man hier im Wartesaal des Todes. Im Halbdunkel hinter geschlossenen Läden liegen dicht an dicht etwa 100 Männer in grünen Hosen und blau karierten Hemden auf mit Plastik bezogenen Pritschen. Manche sind nicht mehr bei sich, abwesend, andere wimmernd. Vom Gestuch Gesammelte, vom Krankenhaus als hoffnungslos Überwiesene, Krebs, Aids, Tuberkulose und Unterern-

gung. Und dass seit Mutter Teresas Nobelpreisverleihung die Leute hierher kommen und darum bitten, die Arbeit der Schwestern sehen zu dürfen. Da mag man nicht ungerecht sein bei soviel Nächstenliebe. Die meisten Inder scheinen indes all dem Leid gleichgültiger zu begegnen, so als verstünden sie nicht, was diese Art der Menschenliebe befluge. Vermutlich ist es aber vielmehr Gelassenheit als Gleichgültigkeit, denn für Hindus ist der Tod fest mit dem Glauben an die Wiedergeburt verbunden. Und wer davon ausgeht, dass er sich nach seinem Ableben sowieso wieder hinten anstellen muss, braucht sich in der Gegenwart nicht völlig verückt zu machen.

Wie in allen Megastädten Indiens schweigt sogar im kommunistisch regierten Kalkutta inzwischen eine kleine Elite in kaum vorstellbarem Luxus. Das Hauptquartier der IT-Gigaspaläste liegt vor den Toren der Stadt in Salt Lake. Doch laut einer Regierungsstudie müssen immer noch etwa 836 Millionen der 1,1 Milliarden Inder mit weniger als einem halben Euro am Tag auskommen. Demnach ist zwar weltweit inzwischen jeder dritte Computerexperte ein Inder, aber auch jeder dritte Inder kann weder lesen noch schreiben.

So wie Suleman, der seit 30 Jahren als Rikschaziehler in Kalkutta arbeitet. Suleman schläft jede Nacht in der Rikschä, die noch nicht einmal die seine ist. Am Morgen wäscht er sich wie viele an einem der öffentlichen Hydranten, denn noch immer haben einige Häuser kein fließendes Wasser. Seine Familie lebt 500 Kilometer entfernt auf dem Land, er sieht sie nur selten. Fürs Briefeschreiben muss er zum Postamt und dort einen der amtlichen Schreiber bezahlen. Für Rumpfen, umgerechnet zehn Cent, kostet ein Brief, und das ist viel, wenn man keine vier Euro am Tag verdient. Menschenrechtsorganisationen wollten die Arbeit der Rikschä-Ziehler als menschenunwürdig verbieten lassen, was der Stadtregierung nicht ungelegen kommt. Nach deren Mei-

nung machen sich die sogenannten Pferdemenchen nicht mehr gut in einem Stadtbild, das doch vor allem im Ausland als fortschrittlich gelten möchte. Vermutlich können es jene Politiker auch kaum erwarten, bis endlich der morbide Rest der einst so prächtigen Kolonialbauten in sich zusammenstürzt.

Wer diese Stadt verstehen will, kommt nicht umhin, sich auch ihrem möderischen Verkehrsweisen aussetzen. Es ist bereits vier Uhr nachts: 35 000 gelbe Ambassador-Taxis gibt es in Kalkutta. Aber gerade jetzt kein einziges. Der erste Amby wird also gern genommen, auch wenn man kurz darauf seine Entscheidung und die dringliche Ansage: airport – quick!, schon wieder bereut hat. Denn am Wagen, der eigentlich kein Oldtimer ist, sondern immer noch nach Bauplänen wie vor 60 Jahren in Kalkutta fabrikneu vom Band läuft, ist außer der Hupe und dem Motor kaum etwas funktionstüchtig. Dass die Scheinwerfer kein Licht hergeben, scheint den Fahrer nicht zu kümmern. Die Straßenbeleuchtung ist des Nachts ohnehin sehr spärlich und an den großen Kreuzungen sind die Ampeln auf Blinklicht umgestellt.

Für den Fahrer heißt das, Hupen und Gas geben. Dabei ist er erst durch einen Lastwagen zu bremsen, der ebenfalls hupend aus der Seitenstraße herausgeschossen kommt. Doch sogleich setzt der Kamikazefahrer auf der Autobahn zum Überholen an und wechselt hierzu auf die Gegenfahrbahn. Nur was zum Teufel macht dort ausgerechnet eine schwarze Ziegenherde mitten in der Nacht – auf Kalis scharfe Klinge warten? Selbst wenn man jetzt noch versucht, Ruhe zu bewahren, weil man fest daran glaubt, dass auch der kurzzeitige Gasterfahrer diese Fahrt überleben möchte, wird jede Kreuzung zum Stollgebell. Oh, Kali, hilf, denn dieser Mann scheint von allen guten Geistern verlassen zu sein!

Selbst wenn das Fehlen dieses Mal gehalten und man die Stadt umverkehrt wieder verlassen hat, bleibt einem vieles

rätselhaft. Dabei ist es wahrlich keine Schande, Kalkutta nicht gleich beim ersten Besuch durchschaut zu haben – ganz im Gegenteil. Wer Kalkutta verstehen will, muss einfach wiederkommen. Schließlich gibt es keinen Grund, an der Unergründlichen zu verzweifeln. Selbst wenn einen an jeder Straßenecke die Probleme der ganzen Welt erwarten. Wie man das ertragen kann? Man wird nicht etwa gleichgültiger gegenüber all dem Leid, man lernt nur die eigenen Fehlschläge leichter zu ertragen. Auch wenn man dabei wohl nie die Gelassenheit eines Hindu hinbekommen wird. Für Hindus ist das Leben wie eine Taxifahrt im Amby: steigen, aussteigen, umsteigen und im nächsten Leben auf eine Verbesserung hoffen.

MARGIT KOHL

Informationen



Einreise: Touristenvisum Indien für 30 Tage zu 50 Euro, www.indischeschiff.de
Anreise: Luftansatz Bangl als einzige Airline mehrmals wöchentlich nonstop nach Kalkutta. Hin- und Rückflug Economy ab 826 Euro, Business 4903 Euro, www.lufthansa.com
Unterkunft: The Oberoi Grand gilt als bestes Hotel in Kalkutta, 15 Jawaharlal Nehru Road, DZ ab 210 Euro, www.oberoihotels.com
Reisearrangements: Zu buchen über den Indienspezialisten Lotus Travel Service, Biedersteinerstraße 3, 80469 München, Tel. 089/2011218, www.lotus-travel.com

An jeder Straßenecke die Probleme der ganzen Welt

nahrung sind die häufigsten Diagnosen. Mehr als 80 000 Männer und Frauen beten der Orden jedes Jahr. Darunter soll es auch weiche geben, die dem Tod noch mal von der Schippe gesprungen sind.

Ein mudes Gesicht erhebt sich unter der Nummer 35 und reckt die Hand zum Gruß, so als gäbe es Grund zur Freude über die Besucher. Noch während man schweigend die anderen weißen Nummern über den Köpfen der Männer zu registrieren beginnt, wächst in einem der Zorn darüber, dass diese Menschen hier das Recht auf einen privaten Tod verlorren haben. Vielleicht ist es aber auch vielmehr der Zorn über sich selbst und darüber, dass man sich überhaupt bis hierher vorgewagt hat. Draußen sterben die Armen der Armen auch öffentlich, wird die Schwester Oberin mit Recht später sa-